

Aus dem Schwedischen von M. Hü-  
tling.

Die vornehmen Leute „haben demselben Verein angehört“, oder sie haben „sich im Bade kennen gelernt“, oder haben sich zum ersten Mal auf einer Soirée“, oder „sie waren Brautjungfern und Braut-  
führer auf Vetter Ottos Hochzeit“.

Die einfachen Leute haben „bei Amtmanns Zusammenkunft“, oder sie waren „Nachbarn auf dem Jahrmarkt“, oder „sie gingen zusammen in die Predigerstunde“.

Die feinen Leute haben „flirt“, die gewöhnlichen Leute „gehen miteinander“. Aber es ist doch immer dieselbe Geschichte: hier wie dort Herzen, die sich in Sehnsucht verzehren, die hoffen, leiden und enttäuschen.

Johannes und Stafos waren zusammen eingekerkert, sie hatten in der Stube beim alten Pastor sich gegenüber gesetzt, hatten Zunderbüten und Brezeln für einander gehabt und hatten in der Kirche zusammen „auf dem Gang“ gestanden.

Wärmes Blut und rothe Wangen, Katesmus und biblische Geschichte, starke Arme und klare Augen, dies Alles hatten sie Beide; aber Stafos war die Tochter des Kirchenvorstehers, und Johannes war nur ein armer Köhlerjunge. Man konnte auch nicht sagen, daß sie sich gern hätten, denn es waren die reinen Kinder, aber oft genug wünschte Stafos im Stillen, daß die reichen Gutsbesitzerkinder, die doch ihresgleichen waren, das Exterieur des Köhlerjungen gehabt hätten, und dieser — ja, der arbeitete wie ein Sklave den ganzen, geschlagenen Tag und ließ sich des Nachts nicht den ihm so nöthigen Schlaf durch eine hoffnungslose Sehnsucht stören.

Als Stafos neunzehn Jahre alt geworden war, kam der reiche Sohn von Grönöf und hielt um ihre Hand an. Er war nicht so schön von Gestalt wie der Johannes, die Beine waren etwas schief gerathen und das blassere Haar etwas roth, aber er war doch ein gutmüthiger, junger Mensch und bekam einmal die ganze Hälfte des großen Besitzes; sonst klappte auch alles Andere, und so heiratheten die Weiden in der heiligen Weihnachtszeit.

Es traf sich nun, daß Johannes im vorigen Herbst sich auf dem Gute als Anecht verborgen hatte; aber Stafos fürchtete Gott, wirthschaftete fleißig, hielt ihren Soden in Ehren und stellte nie Vergleichen an. Wenn schon ich gar nicht leugnen will, daß die Käseflüße, welche sie gerade für diesen Anecht auf's Brod legte, etwas größer als nöthig ausfielen.

Einmal im Spätherbst, als das Getreide schon geerntet und die Feldfrüchte in den Kellern lagerten, erfüllte sich der gute Soden und farb. Die Trauer war tief und aufrichtig und Stafos ließ ein großes, schwarzes Kreuz am Grabe errichten, mit goldenen Lettern Auf- und Unterschriften einschreiben und noch verschiedene schöne Gedenkverse mit einem brennenden Herzen darunter, denn Soden war immer gut zu ihr gewesen. Und wenn er nicht gemeint hätte, daß ein großer Käse, ein Käseflüßchen und drei Kassefäden genug gewesen zum Grabgelage für ihre Tante, wo sie noch einen zweiten Käse für nöthig hielt, so könnte man mit Recht sagen, daß sich diese beiden in der Ehe nie gezankt hätten.

Johannes verließ auf dem Gute, wurde „Herr Inspektor“ genannt und war treu und gewissenhaft in jeder Weise.

Die Zeit verging, und als das Trauerjahr vorüber war, tauchten hin und wieder einige Bewerber auf, denn die Wittve zählte nur vierundzwanzig Jahre, hatte keine Kinder und besaß nun das schöne schwebende Gut ganz allein, da die einzige Schwester ihres verstorbenen Mannes ihren Antheil schon herausbekommen hatte, und so war die Stafos in Grönöf die beste Partie auf Meilen im Umkreise.

Erst kam des Pastors Enktraim, der auf der landwirthschaftlichen Hochschule studirt hatte; der hatte eine Sammetweste und lange Anstiefel und alles Andere, was man so als Landwirth gebraucht, aber kein Land natürlich.

Der Ephraim jagte täglich Hasen und immer wurde er müde und mußte sich gewöhnlich etwas ausruhen, wenn er das Gut der Wittve passirte. Er trat ganz beschiden ein, ließ sich auf der Treppe nieder, streckte die Beine in den langen Stiefeln von sich, ließ immerzu die Sammetweste glatt und feuchte:

„Ach, Frau Stafos, wenn Sie es ahnten, was ich hier empfinde...“

Und Stafos hielt das Spinnrad an, schaute sehr freundlich zu Herrn Ephraim auf und befahl dem Dienstmädchen:

„Stina, hole schnell die Flasche und mache einen Vittern für Herrn Ephraim zurecht! Der arme Herr hat sich den Magen erkältet. Der Pfeffer steht auf dem Fensterbrett, Du dummes —!“

Da ärgerte sich der gute Mann, ging heim und klagte dem alten Pastor seine Noth.

„Wahr, ich kann nicht! Sie ist doch aus gar zu rauhem Holz geschnitten; sie versteht mich nicht!“

Und kaum hatte er sich's zu Hause bequem gemacht, so kam der Adjunkt an dem schönen Gut vorbei und der mußte sich doch auch nach dem Befinden der jungen Wittve erkundigen. Die bedachte dann gewöhnlich den Tisch, ließ Eierkuchen, Nippespeer, Süße und Himbeersaft aufräumen. Und der Adjunkt schüttelte die Süße bedächtig an, hielt den Kopf schief, damit er genau Essig und Pfeffer

abmessen und sprach milde: „— Worte zu dem jungen Weibe, und dann legte er sich ein Stüd Eierkuchen vor und meinte, daß es immerhin nicht leicht sei, sein Herz zu bewahren, wenn man jung und schön und reich ist. Wenn aber Frau Stafos eine Stütze bedürfte, dann...“

Der untertrach ihn gewöhnlich Frau Stafos mit dem entsetzten Auf: „Ach, du meine Güte, entschuldigen Sie einen Augenblick, Pastoren! Die Schweine sind aus dem Stalle entwichen!“

Und sie schlug die Hände zusammen und ließ schnurstracks aus der Stube in den Hof hinaus. Als sie dann wieder hinein kam, ja da muß ich sagen, war wieder von dem Nippespeer noch von der weicherigen Stimmung viel übrig mehr.

Johannes arbeitete für Zwei- und mit jedem Sommer wogte reicher die Saat und mit jedem Herbst stand eine Kuh mehr im Stalle und des Sonntags sah er selber mit seinem schwarzen Tugendzug angethan, den braunen Füllhut auf dem Kopfe im Wagen und fuhr seine Herrin zur Kirche. Er war ein tüchtiger Mensch und gut zu den Leuten, — das heißt, das letztere manchmal auch nicht, da zartte und brünnete er, daß es nur so seine Art hatte und immer ganz unmotiviert. Und wären die Knechte und Mägde nur einigermaßen bessere Psychologen gewesen, sie hätten bald gemerkt, daß die böse Laune des Inspektors sich stets gleichzeitig mit einem neuen Bewerber um die Hand seiner Herrin einzufinden pflegte.

Solch ein Bewerber mußte natürlich die Ställe, die Felder, den Wald besichtigen und Johannes mußte den Führer abgeben. Wenn dann der zukünftige Bräutigam manchmal that, als ob das Alles schon ihm gehörte und meinte, dies und jenes wäre nicht praktikabel genug, hier könnte Wald ausgehauen und da müßte eine Schenung angelegt werden, da schien es dem armen Menschen, als wollte sich ihm das Herz in der Brust umbrechen und er nahm sich vor, zum Herbst bestimmt zu kündigen.

Wenn dann aber im Laufe des Sommers, wo der Wein gelaugt wurde und zum Abendbrod Sped mit Rührei auf dem Tische stand, die junge Herrin in dem einfachen Kleide, die Kermel hoch über die vollen, runden, sonnengebräunten Arme geschürzt, mit freundschaftlichen Augen zu ihm aufsaß und so herzlich sagte:

„Lieber Johannes, Du bleibst wohl auch im nächsten Jahr noch bei mir, wegen des Lohnes werden wir schon einig werden“, da hätte er, und wenn es sein Herzkloß gelassen, doch nur die eine Antwort gegeben: „Ja, wenn Sie mit mir zufrieden sind, werde ich schon bleiben.“ — Der gute Johannes! Eigentlich dachte er nie über seine Lage nach, hätte er es aber gethan, so wäre ein langes hartes Sklavenleben für die geliebte Herrin seiner Wünsche Ziel gewesen, und er wäre der glücklichste Mensch unter der Sonne gewesen, wenn er nie mehr hätte einen verhassten Freier erblicken dürfen, dafür aber sie selber, die Geliebte, mündselbst und mild und sonnengebräunt und so oft heiter lächelnd, daß die wohlgeformten weißen Zähne zwischen den vollen Lippen glänzten.

Schließlich wurde es doch Ernst mit der zweiten Heirath Stafos. Der junge Gutsbesitzer in Steplinge war im blauladigen Einspänner vorgefahren und hatte das Herz der jungen Wittve im Sturm erobert, denn diese sagte sich selber: „Jetzt oder nie“. Es schien, als ob es „jetzt“ was werden konnte. Der Gutsbesitzer war jung und reich und stattdlich, ihm gefiel auch Grönöf ausnehmend gut; zwar die junge Brant hätte er sich gern anders gedacht, so schön wohl, aber nicht so furchtbar tüchtig, so merkwürdig ruhig; sie konnte wohl aber nie verliebt werden. Das dachte sie sogar selber und einmal mußte sie doch wieder heirathen und einen solch schmeicheln, hochachtbaren Freier durfte sie nicht ablehnen. Sie wollte ihm also das Jawort geben. Aber nach reiflicher, echter Bauernart sagte man weder „ja“ noch „nein“ beim ersten Besuch. Jetzt war Pfingsten und zu Johannes würde Stafos nach Steplinge reisen, um mal zu sehen, wie es ihr dort gefallen möchte.

Der Sommer kam, das zarte, junge Laub der Birken färbte sich in lilaem Grün, die Rosenhecken blühten und dufteten, es kam Leben in die Bienenstöcke. Die Sonne meinte es gut, sie schenkte Tag für Tag vom wolkenlosen Himmel herab, westliche, sanfte Winde kochten und spielten. Das Wiesenblüthenwolk hoo die farbenprächtigen Köpfelein in dem saftigen Gras und dort unten im See schnellete dann und wann ein spielerischer Fisch an die glänzende Oberfläche empor und kleine tanzende Ringe plauderten aus, daß auch da unten in der klühen Fluth Sommer war, der das Leben und die Liebe brachte.

An dem bestimmten Tage brachte nun Johannes seine Herrin im kleinen Inrolenwagen nach Steplinge und der junge Gutsbesitzer stand auf der Freitreppe, heiter lächelnd und stolz den lieben Besuch begrüßend. Es war doch Alles wunderbar. Ein schönes, großes Haus, prächtige Leinwandkränze, grüne Saaten, üppige Wiesen, faubere Ställe, viel blankes Kupfer an den Küchenwänden, und ebenso viel Silber in der Lade und noch viel mehr Feuer in des Liebenden Bild.

Am nächsten Vormittag wollte Frau Stafos wieder heimreisen. Da wollte der feurige Bewerber klaren Bescheid geben. Der sollte ihm dann auch bald werden und die freundlichen Worte der jungen Wittve ließen ihn das Beste hoffen, aber das entscheidende Wort wollte

sie doch erst dann aussprechen, nachdem sie in der Einsamkeit ihres Hauses reiflich überlegt und sich selbst geprüft hatte.

Während nun der glückliche Hausherr zu seiner jungen Schwester, die bei ihm das Hauswesen leitete, eilte, um einen kleinen Abschiedsbesuch zu bestellen, ging Frau Stafos den Johannes suchen, um ihm zu sagen, daß er jetzt vorspannen solle.

Sie wandte sich der kleinen, hinter den Ställen liegenden Anhöhe zu, wo sie ihn vor einer Viertelstunde noch gesehen. Da hemmte sie plötzlich den Schritt, schaute gerade aus und stiedte den neugierigen Kopf zwischen das Laub des Haselstrauchs, der am Fuß des Hügels stand. Da lag ihr Inspektor im Grafe, das Gesicht mit den groben Händen bedeckend. Aber was war ihm nur in aller Welt? Die breiten Schultern zuckten tonlos, ja ein Schütteln ging durch seinen Körper, und sie vernahm es jetzt ganz deutlich, der große, starke Mann schluchzte wie ein Kind.

Sie das hübsche, blühende Gesichtchen wurde todtbleich. Deshalb also mußte sie sich so lange auf eine zweite Heirath besinnen! Dieser arme Mensch liebte sie still und hoffnungslos, ohne Wunsch nach ihrem Besitz, aber auch ohne die Kraft, sie mit einem Andern glücklich zu sehen. Das wurde ihr mit einmal klar. Doch diese demüthige, nichts verlangende Hingebung hatte ihr eigenes Herz mit unsichtbaren, harten Fäden umgarnet. Ja, jetzt wußte sie es, sie hatte den Gefährten ihrer Kindheit unbewußt geliebt. Seit wie lange wohl? — Ja, das wußte nur allein der liebe Gott; vielleicht seitdem sie — „auf dem Kirchen-Gang“ zusammengegangenen.

Das also war es. Stafos hatte acht- undzwanzig Jahre lang auf die Liebe gewartet. Nun aber wurde es ihrem Herzen zu eng in der Brust. Leise schlich sie sich hinzu und legte sanft ihre Hand auf seine Schulter: „Johannes!“

Der fuhr herum, blutroth im Gesicht und stammelte unwillkürlich: „Wohi, wie Sie mich erschreckt haben, Frau Stafos! Ist es recht von Ihnen, einen armen Kerl in dieser Weise zu überumpeln! — Ich... ich...“ Aber da glitt sie neben ihm auf's Gras nieder, legte ihren Arm um seinen sonnengebräunten Nacken und sog sein Haupt an ihre Brust.

„Johannes!“ flüsterte sie noch einmal zärtlich und lieb.

Und sie flüsterte ihm viel, viel Liebes noch zu, und Johannes empfand eine wilde, übernatürliche Lonne, die ihm schier hätte mögen die Brust sprengen, und es war ihm, als hätte er vor lauter Glück auf der Stelle sterben mögen: und wie er endlich Worte fand, da meinte er: „Aber liebe, einzige Frau... nein, ich wollte sagen, geliebte Stafos, was werden die Anwohner und die Leute auf dem Gut sagen? — Und der Gutsbesitzer erst, der doch jetzt...?“ „Was das Nachsehen hat?“ Und sie lachte, daß die Zähne glitzerten, richtete sich stolz und glücklich hoch empor, und mit einem seligen Blick auf den geliebten, treuen Mann kommandirte sie ganz wie zu Hause: „Auf Johannes! Frau Stafos in Grönöf ist reich genug, da kann sie sich selber in ihrem eigenen Wagen einen Freier heimführen!“

## Die rothe Ro'e.

Eine alte Geschichte von Anders Eriksholm.

Das Pastorat lag still und friedlich gleich neben dem Dorf. Aus der Wohnstube hatte man die Aussicht auf ein langes Stüd der Landstraße, bis sie nach Westen abbog und im Walde verschwand.

Und wenn einmal ein Leichenwagen kam, dessen silberglänzende Schattungen zwischen den schwarzen Gardinen hervorstrahlten, ergingen sich Vater und Tochter lange in Vermuthungen darüber, wer es wohl sein könnte, der einen so weiten Weg zurücklegen mußte, um die letzte Ruhe zu finden.

Wenn es zu dämmern begann, fand der Pastor auf, legte die Zeitungen weg, zog seinen Leierrock an und nahm seinen Hut, um seinen gewöhnlichen Abendspaziergang zu machen.

Und zu gleicher Zeit begab sich Fräulein Augusta in die Küche, um Vorbereitungen für das Abendessen zu treffen.

Fräulein Augusta bedeckte den Tisch immer selbst und that das sorgfältig und mit Geschmeid. Man sah es dem schneeweissen Tischtuch an, daß es mit peinlicher Genauigkeit gedeckt war, und im Tafelauffach fehlten selten Blumen oder grüne Zweige.

Wenn der Pastor wieder heimkehrte, war der Tisch gedeckt und das gemütliche Singen der Theemaschine lud zur Ruhe und Erholung ein.

Der Pastor nahm seinen Platz in der Sophaide ein, Fräulein Augusta setzte sich in den Korbfuhl ihm gerade gegenüber. Ihr Gedacht befand sich immer auf demselben Platz, auch wenn Gäste da waren.

Nach dem Abendessen zog sich der Pastor zurück, um bei einer Weile Tabak einige Seiten theologischer Literatur zu genießen. Wenn er wirklich guter Laune war, so las er seiner Tochter aus einem beliebigen Werke vor.

Aber wenn die Bornholmer Wanduhr in der Wohnstube zehn schlug, war es still und dunkel im Pastorat. Die bei-

den alten Leute gingen zeitig zur Ruhe, um am nächsten Morgen daselbe eiförmige, stille Leben zu beginnen.

Und so hatten Vater und Tochter gelebt, seit die Pastorin vor mehr als zwanzig Jahren gestorben war.

Aber in den letzten Tagen hatte Leben und Bewegung im Pastorat geherrscht. Das hatte die Landstraße gebracht — die Landstraße, welche die einzige Abwechslung in das stille Einerlei der Stunden brachte.

Wo Höter und Fuhrleute, Gantler und Scheerenscheifer vorbeizogen, da hatte es von Uniformen und blanken Waffen geblüht. Soldaten zu Pferde und zu Fuß, in großen und kleineren Abtheilungen, hatten den breiten weissen Weg bevölkert. Und ein ganzes Bataillon war mit Trompeten und Trommeln und wehenden Fahnen vorbeimarschirt.

Die Truppen waren auf dem Marsche zu Manöverbübungen, die in der Umgegend stattfinden sollten.

Einige von ihnen rasteten im Dorfe, wo ihnen Quartiere angewiesen wurden.

In den großen stillen Zimmern im Pastorat wurden viele fremde Stimmen laut, und Fräulein Augusta mußte ihre Zeit zwischen der Küche und den kleinen Dachstuben theilen, wo das Nachtlager für die Gäste bereit werden sollte.

Es hatte Leben und Bewegung im Pastorat geherrscht.

Auch heute erwartete man eine Einquartierung. Hufaren wurden erwartet. Um die hübschen Uniformen aus der Röde zu sehen, waren die Kinder des Pächters, zwei goldblonde Mädchen von acht und zehn Jahren, ins Pastorat herübergekommen.

Die Weiden hielten die Zeit am Fenster Wache, während Fräulein Augusta sich unauffällig zwischen der Wohnstube und der Küche hin und herbewegte, von wo ein starker Bratengeruch, jedesmal wenn die Thür geöffnet wurde, hereinbrang.

Plötzlich sah das jüngere der beiden Mädchen ein Zeichen. Dort am Walde wurde ein schwarzer Punkt sichtbar. Und der schwarze Punkt kam näher. Nun sah man deutlich die ersten Hufaren im Galopp heranprengen, und dann eine lange, lange Reihe.

Mit halbverdrückter Miene trat Fräulein Augusta ans Fenster. Sie schien gar nicht aufgelezt zu sein, die kindliche Freude der beiden kleinen Mädchen über den fastlichen Reiterzug zu theilen. Es schien fast, als zwänge sie sich auf den Pomp zu sehen. Aber ein nervöses Zucken des Mundes verrieth, daß sie nicht als ein vollkommen gleichgültiger und uninteressirter Zuschauer dahand.

Als die Schwadron auf einem in der Nähe gelegenen Felde Halt machte, verschwand sie schnell in die Küche.

Zehn Minuten später klopfte es an die Thür und ein junger Hufarenleutnant stand im Vorzimmer.

Sie sahen am Mittagstisch, der Pastor, der Leutnant und Fräulein Augusta, und das Mittagessen war ausgedient und machte dem Fräulein Ehre.

Der Leutnant erzählte kleine Geschichten aus dem Manöverb und der Pastor lächelte und war von ausgesuchter Liebenswürdigkeit gegen seinen Gast.

Fräulein Augusta aber sah stumm da. Wenn sie sich unbemerkt glaubte, betrachtete sie den jungen Fremden. Sein blondes dichtgelocktes Haar, die leicht gebogene Nase und die feinen regelmäßigen Züge hatten eine alte Erinnerung in ihr gewekt.

Er hatte sich gleich vorgestellt und sein Name trug dazu bei, die Erinnerung festzuhalten. „Leutnant Bang, Leutnant Bang“, klang es in ihren Ohren. Und der Name fuhr fort, wiederzukommen, in monoton und ermüdend, wie einförmiges Glockengeläut.

Im Laufe des Gesprächs nannte der Leutnant die Namen von einigen seiner Verwandten, und der Pastor fragte: „Sind Sie nicht ein Sohn des Obersten Bang?“

„Ganz recht. Sie kennen also meinen Vater, Herr Pastor?“

„Ja, das heißt, Ihr Vater hat einmal hier im Pastorat im Quartier gelegen — so wie Sie jetzt.“

„Das ist amüsant! Und er hat hier in diesem selben Zimmer gegessen?“

„Ja, und auf demselben Platz wie Sie.“

„Vor wieviel Jahren war das?“

„Vor fünf- und zwanzig, sechs- und zwanzig Jahren, wenn ich mich nicht irre.“

Die alte Karen kam mit dem Defert ins Zimmer. Fräulein Augusta nahm ihr die Schüssel ab und servierte.

„Bitte, Herr Leutnant!“

Ihre Stimme klang scharf und fremd, so daß der Pastor seine Tochter ansah. Sie hatte rothe Flecke an den Schläfen und ihre Hände zitterten.

„Ach, wie unvorsichtig war das doch von mir,“ dachte er, „diese Sache zu berühren.“

„Liebe Augusta,“ sagte er so weich er konnte, „nun hast Du wieder die dummen Kopfschmerzen?“

Man stand vom Tisch auf. Der Leutnant erhielt die Erlaubnis, sich eine von den vielen Pfeifen des Pastors auszuwählen, worauf die Herren das Speisezimmer verließen. Der alte Karen war aufgetragen worden, den Kaffee im Bibliothekszimmer zu serviren.

Fräulein Augusta war hinaus in den Garten gegangen. Die Luft war frisch und klar. Am Spätherbst unten vor der Veranda blühten Therosen, gelbe und rothe.

Fräulein Augusta blieb lange stehen und betrachtete eine rothe Rose, die von den grünen Blättern halb verdeckt war. Ihre Hand ballte sich zusammen, aber etwas später umspielte ein spöttisches Lächeln ihren Mund.

Wie schwach war sie doch gewesen. Sie durch eine so alte Geschichte, eine so alte, dumme Geschichte aufregen zu lassen. Mein Gott, wo hatte sie ihren Verstand gehabt? Das, was so lange Jahre todt und vergessen gewesen war, — sollte es wieder Nacht über sie gewinnen und ihre Sinne mit Unruhe erfüllen? Sie hatte ja da drinnen im Speisezimmer ihr Herz klopfen fühlen und das Blut hatte in ihren Schläfen geköchelt. Oh, wie lächerlich war das von der alten Jungfer, die sie war.

Aber warum war das Schicksal so unbarmherzig, diesen jungen Mann zu ihr zu senden? Nie hätte sie es sich träumen lassen, daß sie in Sohn in ihr Haus treten, mit ihr an demselben Tische speisen und unter demselben Dach wie sie schlafen würde.

Und die rothe Rose dort am Spätherbst begann die alte, dumme Geschichte wieder zu erzählen, die Fräulein Augustas Hand veranlaßt hatte, sich zu ballen.

Die alte Geschichte von zwei jungen Leuten, die einmal in diesem Garten, unter diesen Bäumen spazieren gegangen waren. Er hatte eine rothe Rose gepflückt und sie ihr an die Brust geklebt, und sie hatte seine Gabe lächelnd, erdrehend und glückselig entgegengenommen.

Als er Abschied nahm, hatte er gesagt, er werde wiederkommen.

Aber er war nicht wiedergekommen.

Sie hatte der festen Hoffnung gelebt, daß er kommen werde, sie hatte lange, lange auf ihn gewartet.

Die rothe Rose verwelkte und die Rosen auf ihren Wangen welkten mit ihr.

Ein Jahr verging nach dem andern. Auf Umwegen hörte sie, daß er geheiratet hatte. Seitdem fragte sie nicht mehr nach ihm.

Die rothe Rose bewachte sie wie eine theure Reliquie auf, als eine Erinnerung an den kurzen Sommer ihrer jungen Liebe....

Fräulein Augusta ging in der Lindenallee auf und ab.

Wie sonderbar war es, daß er gekommen war, ging es durch ihre Gedanken, wie sonderbar war es, daß er gekommen war.

Und sie sah den Schimmer von altem Schmerz und alter Bitterkeit, der den Namen, welchen er trug, umgeben hatte, wiederum klar und deutlich, wie früher, vor sich.

Aber allmählich wurde sie ruhiger. Der Schmerz verklang, die Bitterkeit gleichfalls. Und ein stiller, milder Frieden blieb zurück.

Der Pastor und der junge Leutnant traten auf die Veranda und kamen in den Garten. Fräulein Augusta ging ihnen entgegen.

„Es ist jetzt besser,“ sagte sie, als sie dem unruhig fragenden Blick ihres Vaters begegnete. „Die frische Luft hat mir gut gethan.“

Der Leutnant hatte die Rosen entdeckt und brach in Verwunderung über sie aus.

Fräulein Augusta pfückte lächelnd eine rothe Rose und reichte sie ihm.

„Wie schön ist sie,“ sagte er und roch an den feinen Blättern. „Die Herbstblumen sind sowohl die schönsten, als auch diejenigen, an denen wir die größte Freude haben.“

„Ja,“ sagte sie, und ihre Gedanken kehrten zu den vergangenen Jugendjahren zurück. „Die Rose, welche zu früh ihre Knospe entfaltet, wird oft vom Frost oder den rauhen Frühlingswinden getödtet.“

## Der Trunkenbold.

„Heute nur, nur heute bleib bei mir, mir ist es so schrecklich bang!“

Das arme blasse Weib fastete bittend die Hände und blickte mit trübend lebenden Augen auf den kräftigen Mann, der vor ihr stand. Er aber wurde nicht weich. „Ich gehe ja nur auf eine halbe Stunde, Du kannst es mir glauben,“ versicherte er. Sie aber wußte wohl, was sie von seinen Versprechungen halten konnte. Wenn er erst ging, kam er vor dem Morgen nicht wieder.

Sie verhielt sich ruhig, indem sie ihre Arme zärtlich um seinen Nacken schlug, doch umsonst, er schüttelte verneinend den Kopf. Da kam es mit heftigem Unmuth über sie, sie wandte sich von ihm ab und sagte kalt: „So geh!“ Als die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen war, sank sie auf einen Sessel und starrte eine Stunde lang mit thränenlosen Augen, aber weinenden Herzen vor sich hin. Dann zogen vergangene Tage, Tage der Liebe, des Glückes an ihrem geistigen Auge vorüber! Sie lächelte jetzt, jetzt zuckten ihre Lippen in schmerzlicher Bitterkeit!

Unter zwanzig Mädchen, mit denen sie in der Fabrik gearbeitet, war sie die einzige, die eine stetenlose Reinheit mitgebracht hatte in die Ehe, die einzige, die Denjenigen geheirathet hatte, den sie liebte.

Ihre Freundin Clara hatte es entschieden weiter gebracht. Sie hatte nichts auf Augen, desto mehr aber auf ein lustiges Leben und auf Puh gehalten, der ihre Schönheit erst ins rechte Licht setzte und alle Männeraugen auf sie lenkte, und heute war sie, trotz des Schmutzes ihrer Vergangenheit, eine Doktorengattin, die die ehemalige Kasse nicht einmal mehr kannte, wenn sie ihr zufällig auf der Straße begegnete.

Die blasse Frau dachte daran, wie

neidlos sie damals das glänzende Loos der Freundin betrachtet hatte, als sie die glückliche Braut des schmalen Handwerkers geworden. Sie dachte daran, wie schön sie sich das ärmliche aber glückliche Leben an der Seite ihres Franz ausgemalt hatte, und nun! — Nun hatte er sich als Trunkenbold entpuppt! Alle ihre Versuche, ihn dem Laster abzurufen, waren gescheitert.

Ihre Vergangenheit war Arbeit, Arbeit, Arbeit gewesen, ihre Gegenwart und Zukunft Glend und Enibehrung! Wäre es nicht klüger von ihr gewesen, sie hätte wie Clara und manche Andere ihre Jugend genossen? Nein, nein, es war besser so, wenigstens hatte sie sich nichts vorgewürfen! Sie seufzte tief auf.

Plötzlich kam es wie Verlesung. Besserer Tage über ihre betäubte Seele. Der Sonnenschein kam es über das zarte, abgemähte Antlitz.

Ja, ja, der Himmel hatte ihrer nicht ganz vergessen, er hatte ihr süßen Trost in der Noth gewährt, ein Mittel gegeben, das ihr helfen konnte, um ihren Franz wiedergewinnen, ihn auf's Neue zum Menschen zu machen.

In kürzester Zeit würde sie ihm sein Kind in die Arme, an's Herz legen, und wenn noch ein Funken besseren Gefühls in ihm wohnte, mußte der Unthier dieses unschuldigen Wesens ihn bessern. Ihr ward es auf einmal so frei, so leicht im Gemüthe, sie fühlte wie im Gebeite die Hände und suchte dann mit stiller, froher Zuversicht das einsame Lager auf.

Wankenden Schrittes, wirren Sinnes stieg er die Treppe empor. Er öffnete die Thür und taumelte in das finstere Stübchen, nachdem er unbewußt, mechanisch, den schweren Riegel vorgehoben, und fiel dann auf das niedere Kanapee hin. Im Halbschlaf der Trunkenheit war es ihm, als ob er ein leises Gemurmel vernähme, aber er hatte weder die Kraft der Besinnung noch die körperliche Macht, es zu verstehen; dann am nächsten Tag fand er seinen Geist immer mehr und mehr.

Der Tag war längst hereinbrochen, die arbeitende Klasse schlief in Thätigkeit, als er aus dem bleiern Schlaf des Rausches erwachte. Er erhob sich beschämt, der helle Sonnenschein brachte ihm immer neue, eine unheimliche Stille waltete in der Stube. Was? Sein fleißiges Weib war noch nicht an der Arbeit? Die Näherei lag unberührt auf dem Kommodestofen. Schief die Frau noch?

Er warf einen Blick auf ihr Lager und ein gewaltiger Schreck, Entsetzen lähmte seine Glieder.

Sein Weib hatte die schwere Stunde und mit ihr alle, alle schweren Stunden des Lebens überstanden.

Nicht er selbst, Niemand hatte ihr tröstend, beruhigend zur Seite gestanden. Er hatte in ihrer einsamen Stille ihren Jammer überhört! Mit dem Leben kam die Erinnerung über ihn. Die eigene Hand hatte die Gluth Anderer, die Rettung unmöglich gemacht, sie hatte an der Thür den eisernen Riegel vorgehängt! Ein Schauer schüttelte ihn, kalter Schweiß trat auf seine Stirne; ja, er war ihr Mörder geworden! Schluchzend brach der starke Mann vor dem Pette seines dahingelebten Weibes auf die Knie. Und da, da lag sein Kind, kalt und todt. Während er auf das kleine Gesicht niedersah, kam ihm die Ueberzeugung, wenn es gelebt hätte, dann wäre es im Stande gewesen, ihn mit übernatürlicher Kraft aus der Brannntweinsehe zu ziehen, in die vier Wände zu locken und da festzukalt zu einem Leben der Arbeit, aber auch der Liebe, des Glückes, der Heiligkeit!

Er hatte also sein besseres Selbst gemordet, sich selbst den Riegel vorgehängt! —

Als die desolate Nachbarin nach langen, vergeblichen Versuchen keinen Einlaß fand, erbrach man die Thür und fand drei Leiden. —

## Im Spätherbst.

Es fallen von den Bäumen Die weissen Blätter ab, Ich wandle still in Träumen Den Felsenpfad hinab.

Die Welken, wie sie jagen, Im Abendglobe blühn, Von Stürmen fortgetragen, Und in die Nacht verjähren!

In Schwärmen kommt gezogen Der Wandervogel Schaar, Dem Süden zugezogen: Zu Ende geht das Jahr.

Die Blumen an dem Bache, Vom letzten Thau geschütt, Verblühen in stillen Aden, Allmählich, unmerklich.

Vergangne Jahre schreiben Mit Wind und Wolken fort, Vergangne Leid und Leben, Verklungen Lied und Wort.

Der Wind entlaubt die Bäume — Mir ist es einerlei! Verkommen sind die Träume, Die Freuden sind vorbei.

## Der Privatdozent.

„Das häßliche ich nicht von Dir gedacht, an die fünf Jahre schreibst und liest Du über Idealismus und Versteht sich eine reiche ältliche Witwe.“

„Geben, um noch weitere Jahre darüber lesen und schreiben zu können.“

Optimistische Weltanschauung.

„Glaub Du denn, daß der Dozent Dr. Rath für Dich Interesse hat?“

„Ja, — wenigstens brachte er das letzte Mal das Gespräch schon auf Nerven.“